

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

47 (29.1.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 9

Unterhaltungsblatt der Badischen Presse.

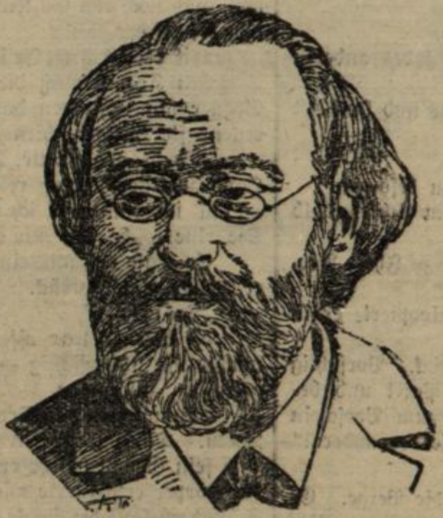
Nr. 9.

Karlsruhe, Mittwoch den 29. Januar 1908.

24. Jahrgang.

Bilder vom Tage.

= Zu stimmberchtigten Rittern des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Künste wurden, wie schon kurz berichtet, jüngst der in Berlin-Friedenau lebende Komponist Max Bruch und der Münchener Architekt Dr. Ing. Gabriel von Seidl ernannt. Der Letztere ist am 9. Dezember 1848 zu München geboren; er studierte daselbst Maschinenbaukunde, machte den Krieg gegen Frankreich mit und widmete sich dann der Baukunst. Seit 1876 ist er als Privatarchitekt tätig. Er schuf u. a. folgende Bauten: das Deutsche Haus am Karlsplatz in München 1878, das Schloß Müdesheim des Grafen Orlova, das Rathaus zu Jungsstadt 1882, das Spartenbräu zu Berlin 1883, das Rathaus in Worms 1884, den Krugberger- und den Franziskanerkeller in München, die St. Annakirche ebenda und das Schloß Nepten in Schlesien für den Fürsten Gendel von Tomarsmark. Seidl ist Ehrenkonservator des Bayerischen Nationalmuseums, Ehrenmitglied der königlich bayerischen Akademie der Künste und Mitglied der königlich preussischen Akademie der Künste und des Bauwesens. — Der andere, in gleicher Weise Ausgezeichnete, Professor Max Bruch, konnte erst am 6. Januar dieses Jahres seinen 70. Geburtstag feiern. An diesem Tage wurde er, obgleich er sich allen offiziellen Festlichkeiten entzogen hatte, von allen Seiten geehrt und gefeiert. Bruch, einer der bedeutendsten und wichtigsten Komponisten unserer Tage, hat eine Reihe von Oratorien, ein Violinkonzert und zahlreiche Lieder geschaffen, die seinem Namen für alle Zeiten unter den deutschen Komponisten eine hervorragende Stellung sichern.



Professor Dr. Max Bruch.



Professor Dr. Ing. Gabriel von Seidl.

Die jüngsten Ritter des Ordens Pour le mérite.

= Die Mitglieder der österreichischen und ungarischen Delegation unternahmen kürzlich gemeinschaftlich als Gäste der Marineverwaltung auf Kriegsschiffen eine Expedition nach den österreichisch-ungarischen Kriegshäfen. Der eigentliche Zweck dieser Veranstaltung war, den Delegierten einen unmittelbaren und persönlichen Einblick in die Tätigkeit und Entwicklung ihrer Marine zu geben. Einer der Anreger zu dieser ebenso lehrreichen wie angenehmen Fahrt war Bela Barabás, der Präsident der ungarischen Delegation, den wir heute unseren Lesern im Bilde vorführen.



Bela Barabás.



Dr. med. Albert Tafel.

= Der aus Stuttgart stammende Dr. med. Albert Tafel ist kürzlich nach vierjähriger Forschungsreise in China und Tibet mit wertvollen wissenschaftlichen Ergebnissen wieder in seiner Heimat eingetroffen. Von der chinesischen Provinz Kansu aus drang er in das geheimnisvolle Tibet ein. Er nahm den Oberlauf des Kwangho auf und gelangte vor nunmehr gerade zwei Jahren nach Uebersteigerung der tibetischen Grenze an den Ku-Mu-Nor, den etwa 3000 Meter über dem Meerespiegel liegenden großen See im nordöstlichen Tibet. Hier wurde er in einer

tiefschwarzen Januarnacht bei 30 Grad Kälte von tibetischen Häubern überfallen und konnte nach schwerer Verwundung nur das nackte Leben knapp durch die Flucht retten. Nach dieser Affäre verweilte er seinen Aufenthalt an der chinesisch-tibetischen Grenze noch zur Aufklärung einer wichtigen Frage in der Erdgeschichte Asiens. Auf einem 17tägigen Vorstoß erreichte der unermüdete und beherzte Forscher von Szung-panting aus das vielfach vergeblich erstrebte Ufer des Kwangho und konnte hier die Ursache seiner scharfen Wundung nach Norden feststellen.

Nach zehn Jahren.

Stimme von Ludwig vom Bogelsberg.

(Nadbrun verboten.)
Werner von Kromp sah, tief über den Tisch gebeugt, auf der Be- cauda und präparierte an seinen Schmetterlingen. Weit hinten in der Ferne verschwamm Santa-Baya, dampfende Nebel stiegen am Hochwald drüber auf, während unten die glühende dampfende Atmosphäre die Menschen mit Mattigkeit übergoß.

Ein Mann in der weichen leichten Tropenkleidung erschien hinter van Kromps Rücken in der Tür.

„Hallo, Kromp! Welcher Saurier verhaucht just seine lichte Soße unter Ihren Strahlen?“
Werner von Kromp hob langsam den schwarzen, leicht grau über- laufenden Kopf. „Guten Tag, Droolers!“ Er stand auf und streckte dem Pflanzen- Mann hin. „Was verschafft mir die Ehre?“
„Die Sehnsucht nach einer Pfeife Tabak, teurer Leidensgenosse!“

„Bitte!“
 Brookers stopfte seine Pfeife und pöfste wortlos vor sich hin.
 „Sagen Sie mal,“ begann er endlich und sah von unten herauf nach dem andern, „warum sitzen Sie eigentlich hier? Sie haben's doch nicht nötig, der Malaria den Hanswurst zu machen.“
 van Kromp sah an ihm vorbei. „Ich warte!“ sagte er ruhig.
 „Oha! Auf wen?“
 „Auf mandertei . . .“
 „Puh! Oratel! Wie lange sind Sie übrigens schon hier?“
 „Zehn Jahre.“
 „Schöne Zeit das!“
 „Ja!“

Sie schwiegen. Endlich fing der Pflanze wieder an: „Schon den neuen Antommiling gesehen? Dat in der Gegend Boffhungen und soll seit Jahren nicht hier gewesen sein — heißt de Weener, wenn ich nicht irre.“

„Wie?!“ van Kromp war heftig zusammengefahren.
 „de Weener!“ wiederholte jener, ohne die Bewegung des andern zu bemerken, „wohnten drunten in Soerabaja.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ging van Kromp hinaus und kam erst nach einer langen Weile zurück.

„Nanu? Was wollen Sie im Meitanzug?“
 „Nach der Stadt hinunter, hab' noch verschiedenes zu besorgen.“
 „Neke Casserundschost das!“ schalt Brookers halb im Scherz, halb verdrücklich.

„Mein Haus steht auch während meiner Abwesenheit zu Ihrer Verfügung, Brookers, das sollten Sie wissen!“

Er grüßte leicht und ging. Eine Minute später galoppierte er in der Richtung nach der Stadt davon.

Spät in der Nacht kam Werner van Kromp zurück. Vorsichtig öffnete er in seinem Zimmer ein langes verschürtes Paket und betrachtete lange und prüfend die beiden Strohjäbel, die zum Vorschein kamen. „Gut!“ murmelte er, „es ist einer so lang wie der andere!“ Dann suchte er sein Lager auf.

Am folgenden Mittag ritt Werner van Kromp in die Berge. Er trabte lange Zeit still vor sich hin; kein Mensch begegnete ihm. Vor einer Lichtung sprang er endlich ab. Es war eine weite, grasige Fläche, rings von dichten Gebüsch umfaunt. Ein schmaler, fast verwachsender Pfad führte mitten über den Platz.

Es mochte gegen vier Uhr sein, da kam ein Reiter aus der Richtung von Soera-Baja den Pfad herauf. Im Schritt. Gerade wollte er auf der anderen Seite wieder verschwinden, da bäumte das Pferd hoch auf, daß sich der Mann bei dem plötzlichen Stoß kaum im Sattel zu halten vermochte. Während sah er sich um.

„Guten Tag, Jontheer de Weener!“ sagte eine Stimme, und die hohe Figur eines fremden Menschen stand plötzlich dicht neben ihm. de Weener fuhr nach dem Gürtel. „Seid Ihr des Teufels, Kerl?! Platz oder . . .“

Der Mann verzog keine Miene. „Alle Bekannte sollte man nicht so schlecht behandeln, Jontheer de Weener!“
 Der Reiter machte ein hochmütiges Gesicht. „Wer seid Ihr überhaupt?“

Stahlhart glitt jetzt der Waid des Fremden über ihn hin. „Solltet Ihr Werner van Kromp ganz vergessen haben, Jontheer de Weener?“ sagte er langsam, jedes Wort betonend.

de Weener fuhr zusammen wie unter einem Peitschenhieb. „Ihr wärt . . .?“

„Werner van Kromp, ganz richtig! Uebrigens scheint Ihr Gedächtnis etwas gelitten zu haben . . . hm . . . vielleicht kann ich Ihnen ein wenig anzuhalten — durch ein Märchen zum Beispiel; macht sich übrigens sehr gut, so etwas Heimatisches hier zwischen Malaria und Giftschlangen. Es war einmal . . . hm . . . so sungen sie ja wohl alle an — auch wenn sie wahr sind — also es war einmal ein Doktor der Philosophie, der auch mancherlei Fehler hatte, die nicht mehr in die moderne Welt passen, als da sind Armut, mangelnde Menschenkenntnis und den Glauben an die Christlichkeit anderer. Das alles hat den Doktor aber nicht weiter berührt, denn er lebte in glücklichster junger Ehe — zwei Jahre lang. Da kam der andere, just als der Gatte ins Ausland gehen mußte. Und dieser andere war ein Schuft, hören Sie, Jontheer de Weener, ein Schuft! Denn als er von dem Glück der beiden hörte, warf er einen Stein dazwischen. Von seiner Seite ganz verständlich, denn die Frau wollte nichts von ihm wissen. Deshalb machte er den Gatten schlecht. Sehr klug. Aber es half nichts. Die Frau blieb treu und da der Gatte fern war, draußen in Indien, konnte er sich nicht selbst verteidigen. Das war geschickt gemacht von dem Mann. Nun, die Frau hatte niemanden, der ihr den Ehrenschild des Mannes wieder blank gepußt hätte — so begann sie allmählich doch an seine Schuld zu glauben. Untreu wurde sie ihm aber trotzdem nicht, so sehr der andere auch hoffte — im Gegenteil — sie blieb treu . . . bis in den Tod . . . im Wasser haben sie sie eines Morgens gefunden. Sie war an dem Balken verzweifelt und hatte einen ferneren Zusammenstoß mit ihm den Tod vorgezogen. Der Zurückkehrende fand ein Grab. Und wissen Sie, wer dieser war, Jontheer de Weener — ich! . . . und der andere — Sie! Sehen Sie das graue Haar an den Schläfen? Das stammt aus jenen Tagen! Ich hätte damals ein Ende machen sollen, war nahe

darin — da kam mir der Gedanke an die Vergeltung. Zehn Jahre hab' ich jenen gesucht, vergebens. Doch die Hoffnung hat mich hier in diesem Fieberloch, in das ich mich vor meinen eigenen Gedanken geflüchtet, aufrecht erhalten. Das erste Mal, daß meine Hoffnung vom Leben nicht betrogen wird — ich bin soweit! . . . Bitte!“

van Kromp hielt ihm eine der Säbellslingen hin. de Weener schien ein Schauer über den Rücken zu laufen; er machte eine rasche Bewegung.

Um den Mund Werner van Kromps zuckte es ferkastisch. „Versuchen Sie nicht auszukneifen. Sie berauben sich damit aller Chancen auf einen für Sie günstigen Ausgang! Ich habe nichts mehr zu verlieren!“ Er spielte wie unbewußt am Revolver.

„Das ist Wegelagerer, Mord!“ zischte de Weener heiser. „Gehört in dieselbe Kategorie, wie andere Geldtaten auch!“ meinte van Kromp achselzuckend. „Uebrigens haben Sie jetzt Gelegenheit, auch noch den Gatten . . . ah . . . genug jetzt — hier!“ Er hielt ihm die Klinge hin.

Mit verbissenem Gesicht stieg de Weener ab. van Kromp maß die Entfernung; dann trat er dicht vor seinen Gegner hin. In den dunklen Augen flackerte es wild auf, und seine redenhafteste Gestalt schien zu wachsen.

„Es ist zwar Sitte, Jontheer de Weener, daß man sich nachher die Hand zur Versöhnung reicht. Ich mag das nicht. Einer wird bleiben — fall' ich, dann will ich keine Verzeihung von Ihnen, ebensowenig wie Sie eine solche von mir zu erwarten haben!“

Er maß ihn mit einem Blick voll grenzenlosen Hasses; dann trat er, völlig ruhig, zurück.

„Los!“
 de Weener war offenbar ein vorzüglicher Fechter; aber die Wut machte ihn unvorsichtig — ein Stoß — und er brach, mitten ins Herz getroffen, zusammen.

Stumm ließ van Kromp die Waffe sinken und blickte lange auf den Toten. Dann glitt sein Blick in die Weite, besonnen und träumend. Und sein Gesicht wurde ernster und ernster, ein Juden Lief darüber hin, der Körper erschauerte wie unter einem Faustschlag — und mit wildem Schluchzen sank der starke Mann ins Gras.

„Anna! Anna!“

Lange lag er neben dem Toten, und die fremde Erde trank seine heißen Tränen, Tränen eines Tapferen, vom Schicksal Verwundeten. Leise zogen die Nebelschwaden vom Tal herauf, da erhobte er sich. Unbeweglich und starr war sein Gesicht. Er sah nach den fernen Bergen hinüber. „Dortbin geht mein Weg,“ murmelte er leise, „meine Mission ist erfüllt — eh bien — dulces et decorum est pro scientia mori . . .“
 Ohne den Toten weiter zu beachten, ging er langsam von dannen.

Humoristisches.

Auf dem Ball. A.: „Sie haben eben meiner Partnerin auf den Fuß getreten! Geben Sie mir Genugthuung!“ — B.: „Mit Vergnügen! Da drüben sitzt meine Frau — bitte, treten Sie ihr gleichfalls auf den Fuß!“

Erlaunt. (Auf dem Ball.) A.: Ich bin ganz erschöpft. Eben wachte ich mit der lieben Käthe. — B.: Es ist unsonst, lieber Freund: die Tochter ist seit gestern verlobt.

Kathederblüte. „Sie haben nicht Ihrem Diktator zu folgen, sondern meinem!“ (Zugend.)

Er macht sich. „Wie geth's denn nacha Canam Herrn Sohn auf da Universität?“ — „Gut, dös wollt' i moana! Früher, im Gymnasium, is er jed's Jahr mal sit'n blieb'n, aber jetzt, wo er Student is, stimmt er allweit ganz glatt von can' Semester ins andere, schon fünf-zehn Semester lang.“ (Simpfizifimus.)

Bei dem Festessen der Shakespeare-Gesellschaft in Philadelphia war das Menu in außerordentlich tüpiger Weise durch Witze aus „Mülig Lear“ illustriert.

1. Aufstern. Narr: Kamst du mir sagen, wie die Aufstern ihre Schale macht.
2. Soupe à la reine. Edelmann: Wie heiß sie ist. Sie dampft!
3. Fritassée von Kapauern. Keri: Zerhackt zu Karbonade ihre Weine.

Schloß Johannisberger 1868. Steinberger Kabinett 1867.

Edmund: Den beiden Schwestern schwör ich meine Liebe. Welche soll ich nehmen? Beide?

4. Junge Dühner. Edgar: Mich dünkt, er scheint nicht größer, als sein Kopf.

Burgunder. Chamberlin 1861.

Edmund: Sein Alter wirkt, sein Rang noch mehr, wie Zauber, ihm alle unsere Herzen zu gewinnen.

5. Kartoffeln. Edgar: Der Erde arme Kreatur.

6. Salat. Cornwell: Ich will es glatt und ölig haben.

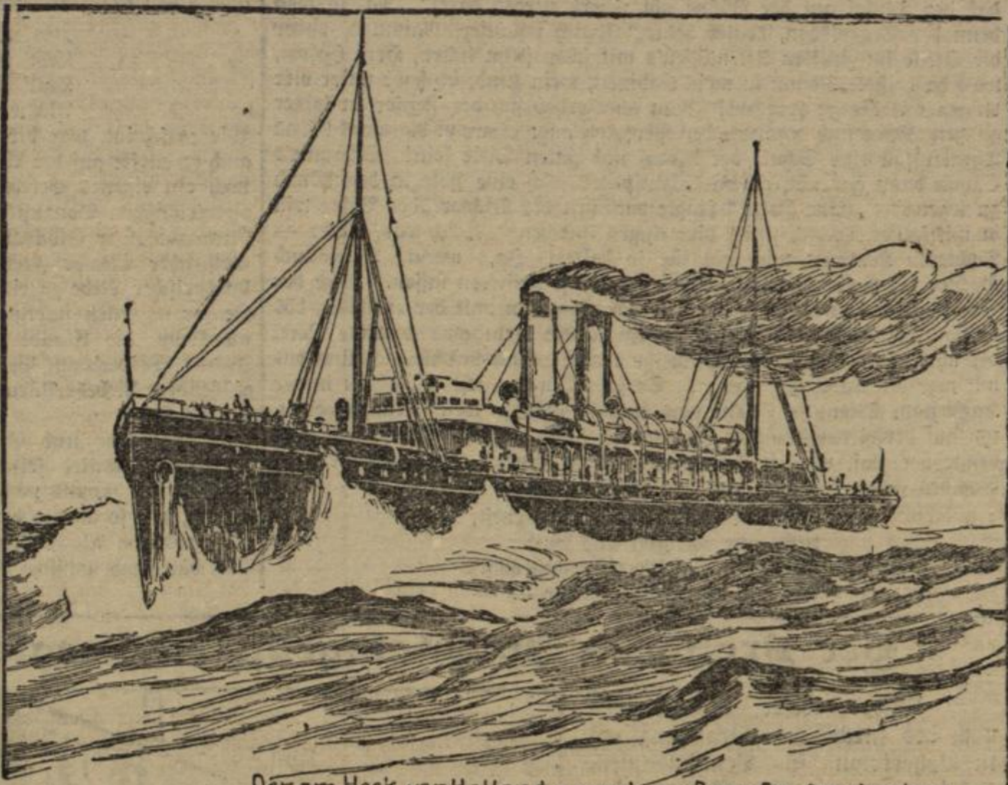
7. Omelette soufflée. Narr: Gib mir ein Ei, Gewatter.

8. Käse. Narr: Gewiß unter Zwanzigen ist nicht eine Nase, die den nicht röche, der stinkt.

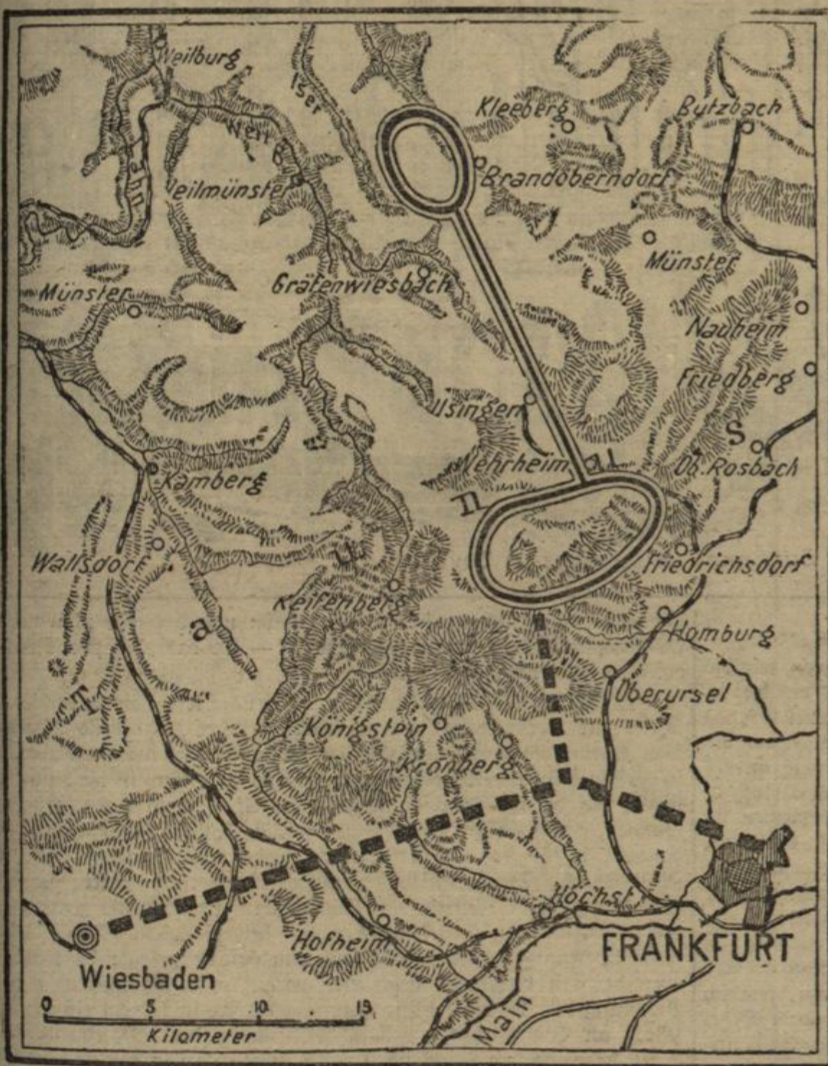
9. Kaffee. Lear: Das Schlechteste ist's nicht, wenngleich das Letzte. Zigaretten. Narr: Ein kleiner Funke und der ganze übrige Körper ist kalt. Seht, hier kommt ein wandelndes Feuer.

Zur Rettung der Schiffbrüchigen von der Amsterdam.

— Knapp ein Jahr ist verstrichen und schon wieder ist ein Dampfer der englischen „Großen Ostbahn-Gesellschaft“ bei der Einfahrt in den Hafen des Hoek van Holland verunglückt. Waren im Vorjahre die Schreckensmeldungen von dem Dampfer „Berlin“ wochenlang das Tagesgespräch, so handelte es sich diesmal um den Dampfer „Amsterdam“, der in raschster Fahrt im Nebel einen andern Dampfer anrannte und gleich darauf sank. Glücklicherweise ist, wie schon berichtet, auch das letzte, lange vermisste Boot geborgen worden und damit sind die schlimmsten Befürchtungen zerstreut worden, die man schon an das Fehlen jeder Nachricht geknüpft hatte. Wir bringen heute das Bild des Unglücksschiffes.



Der am Hoek van Holland gesunkene Dampfer Amsterdam



Die Taunusrennbahn.

— In Anlehnung an eine genaue Karte in der „Allgemeinen Automobil-Zeitung“ geben wir heute eine Skizze der Taunusrennstrecke, wie sie jetzt geplant ist. Die Hauptfrage ist natürlich, wie die 4 Millionen, die das Projekt erfordert, aufgebracht werden sollen. Bekanntlich sollen auch die Städte Frankfurt und Wiesbaden herangezogen werden, doch scheint es sehr zweifelhaft, ob sich die Frankfurter Stadtverordnetenversammlung auf eine Subventionierung einlassen wird.



Die Zensur von Anno dazumal.

Ueber die Zensur von Anno dazumal plaudert Fritz Brentano in den Berliner Neuesten Nachrichten. Er erzählt nach den Aufzeichnungen des Wiener Volksdichters Daffner, was der das Amt des Zensors in Wien ausübende Hofrat einmal in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einem Stücke Raimunds fertiggebracht hat: Der Herr Hofrat war auf die Idee gekommen, in einem hochpathetischen Vers: „Mein Gott, laß nicht den Teufel triumphieren,“ das Wort Teufel durch das speziell österreichische „Teufel“ zu ersetzen,

in einer andern ersten Scene zwischen Vater und Tochter aber den Prosafach: „Komm in mein Kabinett, mein Kind, ich habe unter vier Augen mit dir zu sprechen,“ dreifach zu durchstreichen und statt dessen an den Rand des Blattes ein kräftiges „Pfui“ zu schreiben. Das war dem Dichter zu viel, darüber mußte er Aufklärung haben. Er ging also persönlich zu dem Zensor und stellte ihm vor, daß die Leute ja vor Lachen brüllen würden, wenn die tragische Liebhaberin in ihrer Verzweiflung deklamierte: „Mein Gott, laß nicht den Teufel triumphieren.“ Alle Mühe war vergeblich, der Herr Hofrat entschied: „Dan für alle Mal, es bleibt beim „Teufel“. Sie als guter Katholik sollten am besten wissen,

„Dass der Teufel auf der Bühne nicht zitiert werden darf!“ „Na, so mag denn der Teufel den Teufel holen,“ sprach resigniert Raimund, „aber die Stelle im zweiten Akt müssen's mir schon stehen lassen, Herr Hofrat, wo's da heißt: „Komm in mein Kabinett, mein Kind, ich habe unter vier Augen mit dir zu sprechen!“ Nun aber erhob sich der Jenfor in seiner ganzen Länge und donnerte den Betenten an: „Herr v. Raimund! Das Theater soll eine Schule der Moral und guten Sitte sein! Schamen's Söhne dann gar nicht, einem Schauspieler solch eine Bote in den Mund zu legen?“ „Eine Bote?“ fragte verblüfft der Dichter, „der Vater will ja mit seiner Tochter unter vier Augen sprechen!“ „Ach was, Vater — Tochter! Söhne's mich nicht für so dumm! Ja, wenn Vater und Tochter die Rollen spielten, hätt' die Szene passieren lassen. Aber der Schauspieler ist nicht der Vater der Schauspielerin, mit der er spielt, das wissen Sie besser als ich, und darum ist die Rede eine gemeine Bote, die ich auf der Bühne nicht dulde — i nö! Gott befohlen.“ Und damit war die Audeuz zu Ende: So geschah vor achtzig Jahren in der Kaiserstadt Wien. — Allem was braucht nicht so weit zurückzugehen, um auf derlei tragikomische Jenfursknein zu stoßen. Es ist noch nicht lange her, daß man in dem allberühmten Wiener Hofburgtheater in Goethe's Faust das Lied des Studenten Wendel:

„Es war eine Natt' im Kellernest,
Lebt' nur von Fett und Butter,
Satt' sich ein Mäzlein angemäzt'
Als wie der Doktor Luther — —“

in der von der geistigen Jenfur angeordneten Variante hören konnte:
„Es war eine Natt' im Kellernest,
Lebt' nur von Fett und Käse,
Satt' sich ein Mäzlein angemäzt'
Als wie ein alter Götze.“

Wie es scheint, war der Doktor Luther ebenso verpönt wie der Teufel, auch er durfte auf der Wiener Bühne nicht zitiert werden. Zum Schluss noch ein eigenes Erlebnis. Zur Jahre 1864 wohnte ich in einem österreichischen Donaufstädtchen einer Aufführung des Birch-Pfeiffer'schen Dramas: „Der Glöckner von Notre Dame“ bei, in dem belamntlich die Geschickliche Claude Frello eine Hauptrolle spielt. Da dieser in der bühnenförmigen Liebe zu einer Zigeunerin entbrannt ist, hatte ihn der Jenfor in einen städtischen Beamten umgewandelt, und es machte sich allezeit, als Claude Frello, den damals mein verstorbener Freund Julius Wisbeck, gut Berliner Angedenkens, spielte, die Stelle in seiner glühenden Liebeserklärung: „O Esmeralda, weisst du, was es heißt, ein Weib lieben — es lieben mit aller Blut der Seele — lieben bis zum Wahnsinn und Priester sein!“ mit der Variante schloß: „und Magistratsbeamter sein!“ Die Stelle wirkte um so drastischer, als Wisbeck sich damals noch in seinem unerschöpflichen dajuwärschen Dialekt erging, und so kam es denn, daß der unheimliche Claude Frello in seiner Umwandlung als „Magistratsbeamter“ fast einer hochtragischen eine überwältigend komische Wirkung erzielte.

Der Brand im Kinematographen-Theater in Boyertown.

— Unsere Leser erinnern sich noch des furchtbaren Brandunglücks in Boyertown in Pennsylvanien, das in einem von 600 Personen besuchten Kinematographen-Theater (Theatres Opera House) ausbrach und 170 Frauen und Kindern das Leben kostete. Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern ein Bild der Brandstätte zu bringen. Das Theater war ganz besetzt von den Mitgliedern der deutsch-lutherischen Sonntagschule und ihren Angehörigen und Freunden, als sich auf der Bühne eine Explosion ereignete. Bühne und Zuschauerraum wurden sofort von den Flammen ergriffen und die Panik, welche unter den Besuchern entstand, verhinderte alle Rettungsversuche. Kinder wurden niedergedrückt und ihre Leiber häuften sich vor den Ausgängen und verperrten dadurch den Zurückbleibenden den Weg, die sämtlich den Tod in Rauch und Flammen fanden.



Zur Brandkatastrophe in Boyertown

Allerlei.

„Eine Schurre aus der guten alten Zeit.“ Ehedem waren, wie die „Königsh. Gart. Hg.“ aus den Erinnerungen Verend Goos erzählt, in Hamburg auch die Nachtwächter gemüthliche Leute. Wer zu später Stunde im Nebel oder im Sturm die kleinen, windigen Gassen nicht genau erkamte, oder sie sogar doppelt sah, der durfte sich ihnen ruhig anvertrauen. Aus christlicher Nächstenliebe und gegen ein gutes Trinkgeld lieferten sie ihn wohlbehalten bei Müttern ab. Natürlich verlegten sie darüber ihre Dienstpflicht; denn sie sollten ja ihr Revier nicht verlassen. Ein neuer Polizeisenator wollte die menschenfreundlichen Nachtwächter zu ihrer eigentlichen Pflicht zurückführen, er verbot ihnen das nächtliche Führeramt. Achnlich seinem Zeitgenossen, dem Oberpräsidenten von Westfalen, v. Vinde, wollte er auch persönlich eingreifen, verleidete sich eines Abends als Franzose und redete dann den ersten besten Nachtwächter folgendermaßen an: „Ah! mein liebe Freund, saggen er mir, wie ich komme zu meine Hotel, Alte Stadt London.“ — „Ne min goede Herr, dat is wiet von hier, aber wenn den Herrn nich von Drinkgeld anläumt, so kann id Ihnen ja licht henwiesen.“ — „Ah! charmant, id werde gebben Ihnen ein guter Douceur vor das.“ Die beiden zleben ab, unser Nachtwächter bekommt sein Geld, bedankt sich und wünscht „Wollhaben Nacht“. Am nächsten Tage jedoch wird er vor den Polizeiherrn geladen und scharf gefragt: „Seg mal, Petersen, is dat waar, dat du des Nachts diene Posten verläst?“ — „Ja? minen Posten verlaten? Ne, wohlwocker Herr, de dat segt, de ligt dat gottslüsterlich.“ — „Petersen! miinn di wahr, wat du segt, hest du nich gisteren Abend um halbbig wöck en Fremden na de olle Stadt London brögt?“ — Dem Wächter wöck doch schwül bei der Sache, er dreht seine Mütze zwischen den Händen und plakt los: „Du lober Gott ja, dat is dat ene Mal west, aber wohlwocker Herr, dat wör — nehmen Set nich übel — jon besapnes

Swim, de künn nich up sien Beenen stahn und dat wör nich meche als Christenpflicht, dat den to Hus bröcht.“ — „O das „besapne Swim“ id erkennen gab, wird nicht berichtet.

— Was ein Ei ausfallen kann. Hierüber lesen wir in der Monatschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse „Kosmos“. Von einem besonders empfindlichen Menschen sagt man wohl, er müßte so vorsichtig behandelt werden wie ein rothes Ei. Nun ist die dünne Eierschale, auf die im Durchschnitt zehn bis elf Prozent des Eigengewichts kommen, gegen Stöße, zumal gegen seitliche, allerdings sehr empfindlich, dagegen besitzt sie eine erstaunlich große Widerstandsfähigkeit gegen jeden Druck. Durch neuere wissenschaftliche Versuche wurde die Widerstandsfähigkeit der Schale von Hühneriern geprüft, und zwar zunächst gegen mechanischen Druck zwischen den beiden Polen. Das durch eine kleine Oeffnung entleerte und auf eine Platte gelegte Ei wurde von oben her mit Gewichten beschwert, worauf es durchschnittlich bei einer Belastung von 18 bis 24 Kilogramm zerbrach, in seinem einzigen Pol jedoch an den Enden. Behufs Feststellung der Widerstandsfähigkeit gegen hydraulischen Druck im Innern führte man in das Ei eine dünne, von einem ganz feinen Stahnschraffon umgebene Hülle ein. Der Ballon konnte von außen mit Wasser gefüllt werden, bis er, die innere Schalenwand berührend, seinen Druck auf sie übertrug: erst zwischen 2½ und 2½ Atmosphären zerbrach das Ei. Um endlich die Widerstandsfähigkeit gegen äußeren Wasserdruck zu prüfen, schloß man das Ei in einen Behälter ein, der hydraulischen Druck unterworfen wurde; dann zerbrach die Schale sogar erst bei einem Druck von 30 bis 37 Atmosphären.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Febr. v. Sedendorff.
Druck und Verlag von Ferd. Ziegler in Karlsruhe.